

# Sylvia Plath

## Briefe der besten aller Töchter

Um Briefe verstehen zu können, ist es wichtig zu wissen, von wem und an wen sie geschrieben sind, und in welcher Beziehung die beiden Personen zueinander stehen. Sylvia Plath hat in 12 1/2 Jahren sehr viele Briefe an ihre Mutter geschrieben (von 1950 bis 1963). Gedruckt sind es über 400 Seiten.

Briefe von einer Tochter an ihre Mutter. Ich würde mich nicht besonders wohl fühlen bei dem Gedanken, daß sich jemand ein Bild von mir macht auf Grund der Briefe, die ich so im Laufe der Jahre an meine Eltern geschrieben habe. Das wäre ein sehr einseitiger Eindruck, weil die Information für meine Eltern immer in gewisser Weise gefiltert ist. Ich weiß, wie sie meine Briefe lesen. Sylvia Plath wußte, wie ihre Mutter auf verschiedene Mitteilungen reagieren würde. Und daß die Beziehung zu ihrer Mutter nicht gerade einfach war, wird in der „Glasglocke“ sehr deutlich.

### Spezialgebiet: Bienen

Auffällig beim Lesen der Briefe ist, daß sie von der Mutter selbst herausgegeben sind (amerikanische Erstausgabe 1975, die deutsche Übersetzung erscheint Ende September). In dem Vorwort erzählt Aurelia Schober-Plath die Geschichte ihres eigenen Lebens bis zu dem Zeitpunkt, als Sylvia von zuhause wegging. Sylvia war ein sorgloses, phantasievolles Kind: sie selbst, Aurelia Plath, ist Amerikanerin österreichischer Abstammung, studierte Literatur und heiratete den sehr gewissenhaften, eher verschlossenen Biologieprofessor Otto Plath (Spezialgebiet: Bienen), der 21 Jahre älter war als sie. Er war mit 15 Jahren aus Deutschland in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Sie hatten zwei Kinder. Sylvia wurde 1932 geboren, und gleich nach ihrer Geburt verkündete Otto Plath: „Ich erhoffe mir noch eine Sache vom Leben: einen Sohn, in 2 1/2 Jahren.“ Und so war es

denn auch. Korrekt und wohlgeplant.

Aurelia Plath gibt kein besonders sympathisches Bild von ihrem Ehemann; und seinen Tod 1940 (der oft in Sylvias späteren Gedichten auftaucht) stellt sie als so gut wie selbstverschuldet dar. Es wurde viel zu spät entdeckt, daß er Diabetes hatte, da er als Wissenschaftler sich nicht im geringsten um seine eigene Gesundheit kümmerte, die doch auch für seine Familie lebenswichtig war, denn schließlich hatte er die Rolle des Ernährers. Ein Bein mußte amputiert werden, und er überlebte diese Operation nicht lange, da er schon viel zu geschwächt war.

Die Mutter zog mit den beiden Kindern zu ihren Eltern und fing an, Geld zu verdienen. Sie unterrichtete von nun an Steno und Schreibmaschine an einem Business-College. Sie wäre aber lieber Schriftstellerin oder Wissenschaftlerin gewesen. Sylvia veröffentlichte zu dieser Zeit ihr erstes Gedicht (also im Alter von 8 1/2 Jahren) und gewann einen Dollar als Preis. Sie wurde von ihrer Mutter sehr in ihren schriftstellerischen Bestrebungen gefördert – die Tochter als Erfüllung der eigenen unerfüllten Träume. 1950 wurde ihre erste Kurzgeschichte in der Zeitschrift „Seventeen“ veröffentlicht, nachdem 45 ihrer eingeschickten Geschichten abgelehnt worden waren. Das allein zeigt schon Sylvias Hartnäckigkeit und Unbeirrbarkeit und ihren Willen, sich nicht unterkriegen zu lassen.

Im September 1950 begann sie, mit einem Stipendium am Smith College (Massachusetts) zu studieren. „Smith“ ist ein sehr renommiertes, als snobistisch bekanntes Frauen-College. Und damit beginnt der Briefwechsel mit der Mutter.

Aurelia Plath teilt nicht mit, wieviele Briefe sie nicht veröffentlicht hat und nach welchen Kriterien sie Passagen aus Briefen ausgelassen hat. Diese Unsicherheit ärgerte mich sehr, weil ich nicht einmal ahnen konnte, was und wieviel

fehlte. Ab und zu gibt sie zwischen den Briefen einen kurzen Kommentar, faßt Ereignisse zusammen, erklärt in den Briefen erwähnte Fakten oder gibt einen Hinweis auf die „Komplexität einer Situation“. Sie erwartet offensichtlich wenig Einsicht.

### Sieben Vorfälle

Die Briefe sind in sieben Teile eingeteilt, entsprechend den „wichtigsten“ äußeren Vorfällen. Der erste Teil geht bis zu Sylvias Selbstmordversuch 1953 (den sie in der „Glasglocke“ beschreibt), der zweite Teil endet mit dem College-Abschluß (Summa cum laude), der dritte Teil beginnt 1955, als Sylvia für zwei Jahre mit einem Fulbright-Stipendium nach Cambridge (England) geht. Dort lernt sie den britischen Dichter Ted Hughes kennen, den sie am 16.6.56 (Bloomsday) heimlich heiratet. Damit beginnt der vierte Teil. Die beiden fahren 1957 für zwei Jahre in die Vereinigten Staaten, wo Sylvia am Smith-College unterrichtet (5. Teil). Im Herbst 1959 kehren sie nach England zurück und leben zuerst in London, wo ihre Tochter Frieda geboren wird (6. Teil). Dann ziehen sie auf's Land nach Devon. Im Januar 1962 kommt Nicholas zur Welt (beide Geburten sind übrigens Hausgeburten), und im Sommer trennen sich Sylvia und Ted. Sylvia bleibt zuerst noch in Devon, zieht dann aber mit den Kindern nach London. Der letzte Brief ist eine Woche vor ihrem Selbstmord geschrieben. (Es ist bezeichnend, daß ich ab dem 4. Teil immer den Plural benutze; nach der Begegnung mit Ted und v.a. dann nach der Heirat schreibt Sylvia fast alles in Wir-Form, und erst nach der Trennung taucht wieder das Ich auf.)

Die ganze Zeit, als ich die Briefe gelesen habe, hatte ich ein Gefühl von einer unwahrscheinlichen Anspannung. Das beginnt gleich damit, wie Sylvia

die ersten Eindrücke im College beschreibt. Mit einer ungeheuren Intensität und einer kaum glaubhaften emphatischen Begeisterung erzählt sie ihrer Mutter, wie großartig, spannend, aufregend und beglückend all das Neue sei, das sie umgibt. Ihr Zimmer, die Frauen, die Dozenten, ihre Studien- und Schreibpläne, ihre Verabredungen mit Männern (das Schlimmste ist ein Wochenende ohne „date“!). Genauso extrem sind dann Depressionen wegen immer wiederkehrender Erkältungen, Selbstzweifel, Heimweh und Mutlosigkeit. Aber immer wieder kommen diese ermunternden Bemerkungen, mit denen sie ihre Mutter beschwichtigt: Die schlimmste Depression habe sie gerade hinter sich, und sie werde nie Selbstmord begehen, da doch immer etwas Neues, Unerwartetes eintrete (11.11.1950).

Erfolge überwiegen Mißerfolge bei weitem; selbst Kurse, die sie als schwierig bezeichnet, schließt sie mit der bestmöglichen Note ab. Sie schickt oft Kurzgeschichten und Gedichte, die sie an Zeitschriften eingeschickt hat oder einschicken möchte, an ihre Mutter und bittet sie um eine Stellungnahme. Wenn eine Zeitschrift ein Opus von ihr ablehnt, schreibt sie alles um. Überhaupt, eines wird ganz klar aus den Briefen: Daß ihr der Erfolg keineswegs in den Schoß gefallen ist, sondern daß sie sehr diszipliniert und gewissenhaft arbeitet und schreibt.

### Die Grenzen der Frauensphäre

Manchmal macht sie sich lustig über die Probleme, die sie mit den Knaben hat, mit denen sie ausgeht: Sie sind eingeschüchtert von ihrer Klugheit und von ihrem Erfolg. Und sie möchte doch so gerne eine nette, normale Frau sein und den Mann für's Leben finden. Jedenfalls stellt sie sich ihrer Mutter genauso dar. Aber sie wehrt sich auch gegen die Einschränkungen dieser Frauenrolle:

„Mein Typ interessierte sich mehr für Skifahren als für alles übrige auf der Welt. Ich habe ihn vermutlich gelangweilt. Aber ich merkte, wieviel aktives Leben mir entgeht. . . . Ich beneidete ihn plötzlich um das Leben, das er führt. Jungen haben ein so viel härteres Leben als Mädchen, und sie wissen so viel mehr vom Leben. Die Grenzen der Frauensphäre zu lernen macht überhaupt keinen Spaß.“ (4.8.1951)

1953 gewinnt sie einen vielbegehrten Preis: Sie arbeitet einen Monat lang als Gast für die Zeitschrift „Mademoiselle“ in New York. Von dort aus schreibt sie, kurz bevor sie nach Hause fährt (d.h. kurz vor dem Selbstmordversuch, den die Mutter beschreibt):

„Ich kann nicht logisch denken, wer ich bin und wohin ich gehe. Ich bin ekstatisch, schrecklich deprimiert, strahlender Laune, voller Einfälle und am Ende meiner Nerven – all das führt dazu, daß das Leben sehr schwierig und neu ist.“ (Ende Juni 1953).

Der nächste Brief ist vom Dezember 1953, als sie noch in der Klinik ist. Er ist an eine Person namens E. gerichtet (ab und zu fügt die Mutter auch Briefe an andere Personen ein), wir erfahren nicht, wer das ist. Sylvia bezeichnet ihren Selbstmordversuch als „kleinen Skandal“. Sie geht dann zurück ans College, wo sie in allen Ehren empfangen wird. Ihren Freundinnen erzählt sie ganz offen und fast vergnügt die Details ihres Selbstmordversuches. Äußerlich erfüllt sie wieder voll und ganz die Rolle der erfolgreichen jungen Studentin: Sie spielt Tennis, veröffentlicht bald wieder Gedichte, schreibt gute Tests, hat Freunde; „sie hätte gut auch Stewardess werden können, so vom Typ her“, sagt z.B. eine Freundin: Ihre Mutter allerdings klagt, daß Sylvias Verhalten oft nur zynisch sei, daß sie jede Zuwendung auf deren Motivation hin untersuche und daß sie die „glücklichen Erinnerungen an ihre Kindheit“ vergessen zu haben scheine. „Nur manchmal setzte sich ihr sonniger Optimismus durch – zu unserer Erleichterung.“

Aus dieser Zeit gibt es nur relativ wenig Briefe (oder sind sie nicht abgedruckt?), und die wirken ziemlich unpersönlich. Den Schwerpunkt bilden Berichte über Gedichte und die Staatsexamensarbeit (über das Doppelgänger-motiv bei Dostojewski). Sylvia versichert, daß sie nun gelernt habe, mit ihren eigenen Grenzen umzugehen und ihre Ziele nicht zu hoch zu stecken; als Lebensalternativen sieht sie „Unterrichten oder Heiraten“ (= zwei akzeptierte Möglichkeiten für eine Frau, lebenslanglich versichert zu sein!) und nebenbei als freie Mitarbeiterin zu schreiben. Wenn Sylvias Verhalten zu dieser Zeit „zynisch“ war, so kommt es jedenfalls in den Briefen nicht durch. Und gerade bei diesen Briefen, die so bemüht ausgeglichen und ziemlich langweilig sind, wurde mir klar, wie wichtig es ist, daß sie an die Mutter geschrieben sind, die zu dieser Zeit sehr oft krank war und sehr besorgt um Sylvia. Als sie z.B. eines Abends Sylvia telefonisch nicht erreichen konnte und die Freundin, bei der Sylvia wohnte, nicht wußte, wo sie war, rief sie alle Freunde und Bekannten an, um Sylvia ausfindig zu machen, da sie nur an einen erneuten Selbstmordversuch denken konnte.

In Cambridge empfindet Sylvia es als „angenehme Abwechslung, daß Frauen in der Minderheit sind.“ Und sie versichert ihrer Mutter – offensichtlich als Antwort auf eine Frage (manchmal

wäre es ja wirklich interessant, die Briefe der Mutter zu lesen!) –, daß sie sehr wohl ans Heiraten denke, aber trotzdem nicht den ersten besten Idioten nehmen würde; sie redet von der „Erleichterung, die eine Verlobung mit sich bringt“; und vor allem eines weist sie weit von sich: Sie will keine Karrierefrau werden, alles, nur das nicht, sie will nur schlicht glücklich und eine gute Mutter sein später, da sie in einer guten Verfassung auch am besten schreiben. Mit ihrem Zusammenbruch habe sie alle Probleme und Depressionen auf einmal erledigt, sie sei jetzt eine ausgeglichene und humorvolle Frau, „manchmal bin ich vielleicht ein bißchen deprimiert, aber nie verzweifelt.“ Alles anscheinend ganz einfach. Sie macht Pläne für ihr ganzes weiteres Leben und ärgert sich nur darüber, daß die Männer, die sie so kennenlernt, nicht die beiden Eigenschaften, die sie von einem Mann erwartet, vereinbaren, nämlich gesunde Stärke und Intelligenz.

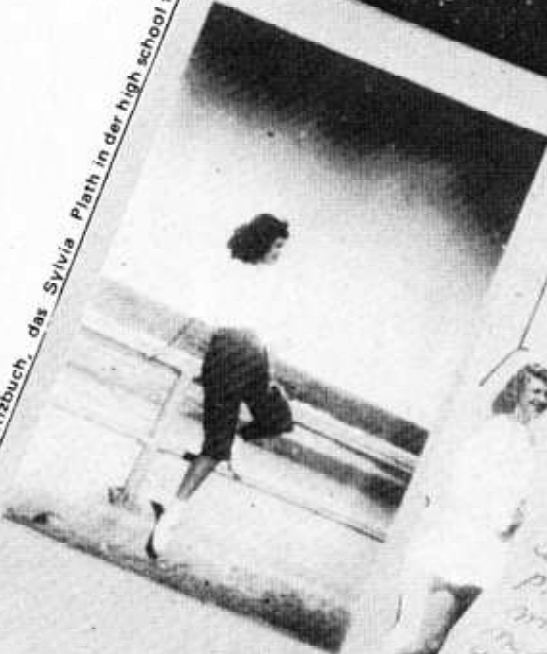
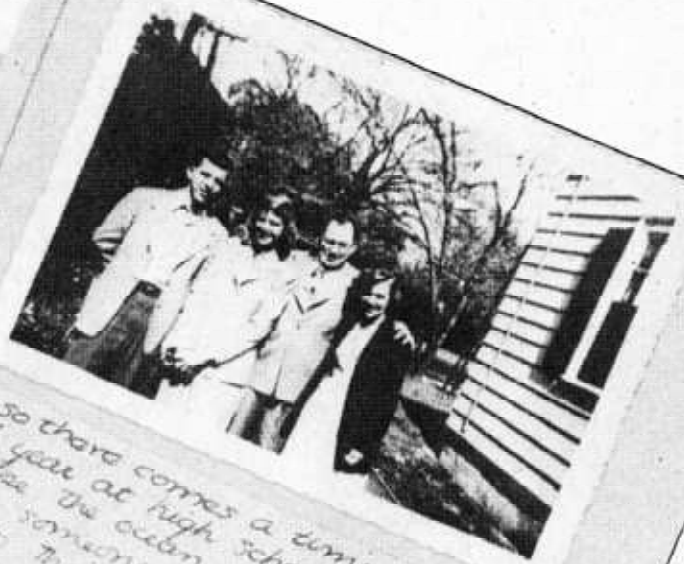
### „Mrs. Ted Hughes“

Aber dann trifft sie im Frühjahr 1956 Ted Hughes, dessen Gedichte sie vorher schon gelesen hatte. Er ist der erste Mann, dessen Anwesenheit sie zum Schreiben anregt und den sie nicht herumkommandiert, schreibt sie an eine Freundin. Alle Zweifel sind beseitigt, ihr Warten habe sich gelohnt, sagt sie, und nennt sich stolz „Mrs. Ted Hughes“.

Ich habe versucht, mir anhand der Briefe eine Vorstellung von Ted zu machen, aber das ist schlicht unmöglich. Er ist ein Idol, ein glorifiziertes Genie, stark, gesund, ideenreich, und immer wieder kommt der Satz: „Ich kann mir nicht vorstellen, wie ich je ohne ihn leben konnte.“ Ted hat keinerlei Schwächen (höchstens, daß er mal zu nett zu seinen Verwandten ist), und er ist der Dichter. Sylvia hofft, daß er mit ihr in den USA leben wird, erkennt aber, daß England Teil seiner Identität ist (was ist mit ihrer eigenen Identität?) und lebt mit ihm in England. Als sie mit dem ersten Kind in einer sehr engen Wohnung in London wohnt, ist ihre Hauptsorge, daß Ted vielleicht nicht ungestört schreiben kann, denn er ist der Ganztagsdichter, sie ist nun Frau und Mutter. Manchmal klagt sie, daß sie, seit das Kind geboren ist, keine freie Minute mehr hat, aber sofort folgt die Versicherung, daß erst das Kind ihr volle Erfüllung gebe. Ähnlich ist es, als sie wegen einer Blinddarmoperation im Krankenhaus liegt und schon vorher wegen einer Fehlgeburt länger krank war: Wie soll Ted ohne sie zurechtkommen? Aber er hält sich brav in dieser für ihn unzumutbaren Situation und macht nur manchmal ganz vorsichtige Andeutun-

Sie kommt im Juli 1962 ihre Tochter besuchen, also einen Monat vor dem Scheidungsgesuch. Sylvia äußert ihr gegenüber: „Ich habe alles, was ich mir im Leben gewünscht habe, einen wunderbaren Ehemann, zwei hinreißende Kinder, ein schönes Haus und meine

Auszüge aus einem Notizbuch, das Sylvia Plath in der high school führte.



And so there comes a time in your senior year at high school when the wind and you like the ocean and the waves you hand, someone grins and drives you like party, someone gives you a party anthology for graduation and because that someone is collegiate and quite lovely, you invite him to your senior prom and work to win just little pictures in the margin, and you wonder how you change, or you do - there was a time when someone was so little important.



gen, daß das Kind doch viel Arbeit mache. . . Der arme Ehemann: Er muß Windeln waschen, das Kind füttern, nachts aufstehen, wenn es weint. Ein echter Dichter kann das eigentlich nicht verkraften. Aber für sie selbst ist es selbstverständlich. Sie ist schließlich eine Frau.

Ihre eigene Karriere ordnet sie völlig seinen Plänen unter. Es ist für sie wichtig, daß er zuerst ein Buch veröffentlicht. Er ist der Herr im Hause, das will sie nicht in Frage gestellt wissen (war das nicht bei ihrer Mutter genauso?). Sie erzählt\* mehr von Teds Veröffentlichungen als von ihren eigenen. Aber trotz aller Anbetung und Vorsicht kommt dann eine Bemerkung wie:

„Ich bin wie ausgehungert nach einem eigenen Zimmer, außer Hörweite vom Kinderzimmer, wo ich ein paar Stunden am Tag ungestört arbeiten könnte. Ich glaube, ich könnte wirklich

ein paar gute Sachen schreiben, wenn ich ein bißchen Zeit hätte, ohne dauernd gestört zu werden.“ (27.8.1960)

Immer wieder aber betont sie ihr Familienglück, das sie als sehr sicher und ungetrübt darstellt. Das Leben in Devon ist eine einzige Idylle mit Narzissen, Bienen, Gartenarbeit und dem zweiten Kind . . .

Der Bruch kommt völlig unvorbereitet. Im August 1962 schreibt sie ihrer Mutter, daß sie die Scheidung einreichen will. Vorher ist nie die Rede von auch nur den geringsten Eheschwierigkeiten oder Mißstimmungen – nur im Zwischentext, den die Mutter verfaßt hat.

Schriftstellerei.“ Aber, fährt die Mutter fort, „die Ehe war ernsthaft gefährdet, denn Ted hatte sich mit jemand anders getroffen und Sylvias Eifersucht war sehr stark“. Woher weiß sie das? Hat sie mit ihrer Tochter darüber gesprochen? Sie sagt nur: „Ich dachte, es wäre das Beste, abzureisen.“ Das war's.

In dem Brief, in dem Sylvia zum ersten Mal von Scheidung spricht, schreibt sie:

„Für mich steht zu viel auf dem Spiel, und ich bin eine zu reiche Persönlichkeit,

als daß ich als Märtyrerin leben könnte . . . Ich möchte eine klare Trennung, damit ich wieder atmen und lachen und mich freuen kann . . . Ich müßte den Winter in der Sonne Spaniens verbringen, damit ich endlich wieder zunehme und gesund werde – nach all dem, was im letzten halben Jahr passiert ist.“ (27.8.1962)

### „Eine Hölle ohne Ende“

Im letzten halben Jahr? Keine Andeutung davon. Im Gegenteil:

15.6.1962: „Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt.“

7.6.1962: „Das ist die reichste und glücklichste Zeit meines Lebens.“

25.4.1962: „Nicht für eine Million Dollar möchte ich von hier weg.“ usw. Und auf einmal hat sie „eine Hölle ohne Ende“ hinter sich.

Es ist offensichtlich so, daß sie ihre Mutter nicht wirklich in ihre Probleme und Entscheidungsprozesse einbeziehen will. Solange sie kann, möchte sie das

(erwünschte) Bild der glücklichen Ehefrau, Mutter und Dichterin aufrechterhalten. Erst die vollendeten, unvermeidbaren Tatsachen teilt sie mit.

Die Briefe werden nun viel drängender, viel selbstbewußter auch. Und trotz aller Zukunftshoffnung beunruhigend. Keine Wir-Glückseligkeit mehr. Sie steht morgens etwa um 4 Uhr auf, um einige Stunden ungestört schreiben zu können, bevor die Kinder aufwachen. Sie schreibt die „Glasglocke“ zu Ende (sie veröffentlicht sie unter einem Pseudonym und spricht überhaupt nicht gerne darüber) und schreibt am Tag zwei bis drei Gedichte.

„Jeden Morgen, wenn die Wirkung meiner Schlaftabletten vergeht, stehe ich etwa um 5 Uhr auf, sitze mit einer Tasse Kaffee in meinem Zimmer und schreibe wie verrückt – und ich bringe vor dem Frühstück mindestens ein Gedicht zustande. Alles druckreife Gedichte. Ganz tolle Sachen – als ob das Familienleben mir die Kehle zugeschnürt hätte.“ (12.10.1962)

Sie beschließt, wieder nach London zu ziehen, weg von dem „Kuh-Leben“

auf dem Land. Sie will einen „Salon“ aufmachen, weil sie ja inzwischen bekannt genug sei. „Gottseidank habe ich meine eigene Arbeit“. Sie ändert ihre Frisur und kauft sich neue Sachen zum Anziehen.

„Von Ted getrennt zu leben ist herrlich – ich bin nicht mehr in seinem Schatten, und es ist wie im Paradies. Die Leute mögen mich um meiner selbst willen. Und ich weiß, was ich will.“ (7.11.1962)

Sie weigert sich, das Angebot ihrer Mutter anzunehmen, sie solle doch nach Amerika zurückkehren. Sie wolle kämpfen. Sie findet eine Frau, die ihr hilft, auf die Kinder aufzupassen. Allerdings ist sie nicht mit ihr zufrieden. Und die Verzweiflung bricht durch, als sie wieder eine schwere Grippe bekommt und der kälteste Winter seit Jahren beginnt.

An dem Morgen, als sie das neue Au-pair-Mädchen aus Australien erwartet, bringt sie sich um. Sie vergiftet sich im Gasofen. Hinterläßt aber einen Zettel: „Ruf Dr. . . . an.“ Mit Telefonnummer. Als sie gefunden wird, ist es zu spät.

Adelheid Zöfel

## Briefe

Liebste Mutter,

„Why, Emmaline! Where have you been?“ „To see the Queen!“ Jawohl, kaum mehr einen Meter entfernt von der gnädigen Queen stand ich am Samstagmorgen, sprachlos vor Erregung. Es regnete und regnete, den ganzen Morgen lang, und die königliche Abordnung sollte laut Plan Newnham einen Besuch abstatten (für einen Drink und ein paar Vorstellungen) und danach ein Veterinärlabor einweihen. Wir hatten uns alle in unseren schwarzen Gewändern im Eßsaal versammelt und standen rechts und links vom Mittelgang, den die Queen mit dem Herzog entlangschreiten sollte. Ich stand direkt unten an der kleinen Plattform, auf der die Zeremonien stattfinden sollten und war so gespannt, daß es mich selbst überrascht hat.

Nach vielen Fehlalarmen plötzlich Stille; dann, als das königliche Paar unseren niedrigen Eßsaal mit der weißen Hochzeitskuchendecke betrat, brachen wir alle in Hochrufe aus. Die Queen sah ruhig und strahlend aus in einem irischn-grünen Prinzesslinienmantel mit Hut, und der Herzog war äußerst gesprächig und humorvoll, mit einem Lächeln, das alle Vorstellung überstieg; er war einfach bezaubernd! Ab und zu machten sie halt und plauderten reihabwärts mit den Mädchen, wobei der Herzog so manche

amüsante Bemerkung machte. Danach wurden der Queen und dem Herzog vier Spitzenstudentinnen von Newnham „präsentiert“ Alles war wunderschön. Hinterher rannte ich in den Regen hinaus, um sie in dem königlichen Wagen abfahren zu sehen. Und wieder fühlte ich mich so seltsam erhoben, als das schöne Paar zum Greifen nah war. Blitzlichter der Kameras, noch mehr Hochrufe, und weg waren sie zum Mittagessen im Trinity College.

In Liebe, Sylvia

Liebe Mutter,

ich glaube, der gestrige Tag war der schönste in meinem Leben. Bin auf dem Motorroller losgefahren, die berühmte breite „promenade des anglais“ von Nizza mit ihren Straßencafés, prachtvollen Barockfassaden, Palmenreihen und umherschleudernden Musikanten entlang – dann landeinwärts nach Vence, wo ich die schöne, neue Matisse-Kathedrale aus meinen Kunstschriften sehen wollte, in die ich via Fotos schon seit Jahren verliebt bin.

Wie soll ich die Schönheit des Landes beschreiben? Alles ist so klein, eng, exquisit und fruchtbar, Terrassengärten an steilen Hängen mit fetter, roter Erde, Orangen- und Zitronenbäume, Olivenhaine, winzige rosa und pfirsichfarbene Häuser. Nach Vence – klein, auf einem

sonnenwarmen Hügel, unkommerziell, gemächlich, ruhig. Bin zur Matisse-Kathedrale gegangen – klein, keusch, scharf umrissen. Weiß, mit blauem Ziegeldach, das in der Sonne funkelte. Aber geschlossen! Nur zweimal die Woche geöffnet. Ein angenehm redseliger Bauer erzählte mir Geschichten von reichen Leuten, die Tag für Tag in dicken Autos aus Italien, Deutschland, Schweden etc. kommen und nicht eingelassen werden, nicht einmal für große Geldbeträge. Ich war verzweifelt und ging zur Rückseite des von Mauern umgebenen Nonnenklosters, von wo ich eine Ecke der Kirche erspähen konnte, die ich dann gezeichnet habe. Ich fühlte mich wie Alice draußen vor dem Garten, äugend nach den weißen Tauben und Orangenbäumen. Dann ging ich wieder zur Vorderseite und starrte hinein, mein Gesicht durchs Gittertor gepreßt. Ich fing an zu weinen. Drinnen war es so schön, das wußte ich, reines Weiß, vermischt mit Sonnenlicht, das durch blau und gelb und grüngefärbte Scheiben fällt.

Da hörte ich plötzlich eine Stimme: „Ne pleurez plus, entrez“, und die Mutter Oberin ließ mich ein, nachdem sie all die wohlhabenden Leute in ihren Autos abgewiesen hatte.

Ich kniete einfach nieder im Herzen der Sonne und den Farben von Himmel, Meer und Sonne, kniete im reinen, wei-